

Sieglinde Eva Tömmel

Sinnlichkeit in der frühen Mutter-Tochter- Beziehung

*Für meine Mutter,
Henriette Tömmel-Dohmen*

Je länger ich mich mit dem Thema „Sinnlichkeit“ zwischen Mutter und Tochter beschäftige, desto mehr verschwimmen mir sonst klare und rationale Grenzen. Ich erfahre, wie ich zwar leicht zu diesem Thema assoziieren kann, wie ich innerlich Erlebnis an Erlebnis reihe, wie der innere und äußere Dialog mit meiner zweijährigen Tochter verläuft, die mir, während ich schreibe, häufig auf dem Schoß sitzt und auch „schreibt“; ich spreche mit meiner (lange gestorbenen) Mutter, frage sie, welche sinnlichen Qualitäten eigentlich unsere Beziehung hatte, fühle ihre Nähe, ihre blonden Gesichtshärchen, rieche immer noch ihre Haut, fühle ihre (manchmal rauhen) Hände und erhalte so wenigstens indirekt eine Antwort.

Ich denke an die vielen Frauen, die mir von ihren Müttern erzählt haben, von ihrer Liebe, ihrem Haß, ihrer Ambivalenz, ihren Sehnsüchten, ihrem Ekel. Nahrungsverweigernde Töchter waren ebenso dabei wie Töchter, die vor vergifteten Speisen Angst hatten, und welche, denen vor der Vorstellung, ihre Mutter habe sie gestillt, ekelte. Töchter, die nie eine eigene Entwicklung wagten, wie solche, die sich im „männlichen Protest“ erschöpften; intelligente Töchter, die sich nichts zutrauten, schöne Töchter, die sich häßlich fanden, Töchter, die niemanden lieben konnten, und Töchter, die keine Töchter gebären wollten; aber auch Töchter, die noch wußten, daß ihre Mutter ihre „erste Liebe“ war, die Liebe zu einer Frau, die ihnen ganz einfach „gefiel“.

Die Fülle dieser Bilder fällt mir schwer zu ordnen, wenigstens so weit zu ordnen, daß daraus ein für andere Frauen verständlicher Mosaikstein entstehen kann, der dazu beiträgt, die durch „männliche Kulturen, Grenzsetzungen und Gruppierungen zerstückelte weibliche Kultur“ zu ergänzen, als Teil eines „immensen, halb begrabenen Mosaiks zum Gesicht einer Frau zusammensetzen.“¹

Wenn ich überhaupt etwas über die Sinnlichkeit sagen soll, etwas, das nicht entfremdet und einigermaßen klar ist, so würde ich es so formulieren: in der westlichen Welt gab es und gibt es noch immer zu wenig, zu „leistungsorientierte“ und zu „sexistische“ Sinnlichkeit zwischen Müttern und Töchtern.² Aber wir, die Frauen, befinden uns auf einer Wanderung. Am besten läßt sich dieses Bewußtsein in Analogie zu der Kleist'schen Schilderung des Marionettentheaters illustrieren:

„Wir sehen, daß in dem Maße, als in der organischen Welt die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt. – Doch so, wie sich der Durchschnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punktes, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der anderen Seite einfindet oder das Bild eines Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in dem Gott.“³

Ich befinde mich auf der Wanderung, und die Widersprüchlichkeit in den Erlebnissen und Gefühlen mit meiner kleinen Tochter ähnelt mehr dem Kleist'schen Bekannten, der über der Reflexion seine Grazie zunächst einmal verloren hat, aber gleichzeitig in der Hoffnung lebt, sie jenseits der Schwierigkeiten wiederzufinden. Dies fasse ich übrigens nicht als ein individuelles Problem auf, sondern als den Zustand vieler „lesender“ Frauen in der westlichen Gesellschaft der Gegenwart, die sich aufgemacht haben, für sich selbst und in ihren Kindern ihre Sinnlichkeit und Sexualität wiederzufinden, als einen verlorengegangenen Kontinent, den es zurückzugewinnen gilt. In den folgenden Abschnitten werde ich versuchen, die derzeitigen Verhältnisse und die bereits sichtbaren Veränderungen sowie die noch nicht sichtbaren Möglichkeiten in Alltagsszenen, persönlichen Beispielen und Reflexionen zu entfalten.

Zu wenig Sinnlichkeit

Die Mutter ist Anfang jeden menschlichen Lebens; sie ist die nährende Schale bis zur Geburt. Nach der Geburt ist sie es, die das weibliche und das männliche Kind in den Armen hält, stillt, säubert, liebkost und streichelt; sie ist es, die dem Kind den ersten Eindruck von der Außenwelt gibt, noch schemenhaft und nicht an feste Grenzen gebunden. Die Mutter lächelt oder lacht, ist zärtlich oder grob, sie singt oder schimpft, sie ist heiter oder traurig, unruhig oder gelassen – gleichgültig, was sie tut: aber alles, was sie tut, wird von dem Kind mittels seiner sich langsam entwickelnden Sinne wahrgenommen und prägt als wichtigste Ausgangsbasis für alle spätere Erkenntnis seine „sinnliche Erfahrung“.

Das Neugeborene ist nicht passiv: von Beginn seines Daseins an verschafft es sich aktiv sein Recht, umarmt, genährt und gehegt zu werden; es klammert sich an und es wendet sich ab; es schreit, wenn ihm etwas fehlt, und es lächelt, wenn es sich wohl fühlt. Am Anfang sind Mutter und Kind Teil eines interdependenten Ganzen, das nicht nur die Zusammenfügung zweier Lebewesen ist, sondern etwas, das darüber hinausgeht: eine Symbiose, die die ersten Monate anhält. Aber: die Symbiose ist für das Kind absolut, für die Mutter relativ. Konkret bedeutet dies, daß das Kind auf Gedeih und Verderb auf die Mutterfigur und deren nährend-sinnliche Potenz angewiesen ist, die Mutter aber auch noch andere Segmente ihrer Persönlichkeit lebt (und leben muß) – je nach gegebenen gesellschaftlichen Normierungen, eigener Bereitschaft und individuell verschiedener Persönlichkeitsstruktur. Obwohl die Mutter „von Natur“ aus ausgestattet ist mit allem, was das Kind braucht, kann es auf diese Weise durchaus dazu kommen, daß sie ihr Kind weggibt, einer Säugamme überläßt, es vernachlässigt, schlägt oder sogar tötet.

„Wenn ich mein Kind stille, so sagt meine Mutter häufig: ‚Ob ihm das wohl schmeckt?‘ Sie kritisiert meinen Busen und meint, das Baby esse doch wohl lieber feste Nahrung“.

„E. stand zunächst in einem Bettchen neben unserem Bett. Mein Mann bestand aber auf seiner Nachtruhe und setzte durch, daß sie weit entfernt in ein anderes Zimmer gestellt wurde, von wo aus wir ihr Schreien nicht mehr hören konnten. Am Anfang habe ich trotzdem manchmal etwas gehört, und mir wurde jedes Mal übel, und ich wollte aufstehen. Aber mein Mann sagte, das sei falsch, und dann habe ich mich daran gewöhnt.“⁴

Das gemeinsame Element in diesen Sätzen scheint mit der Ausdruck einer für unsere Kultur typischen „verlernten“ selbstverständlichen Sinnlichkeit zu sein.

Montagu (1980) stellte zahlreiche Studien zusammen, die die Notwendigkeit z. B. der Hautstimulation als eine der wichtigsten Arten sinnlicher Stimulation für das Überleben von Säugetieren und Säuglingen beweisen. René Spitz (1980) untersuchte amerikanische Kinder in Findelhäusern. Seine Ergebnisse belegen, daß es nicht nur auf die sensorische Stimulation, sondern auch auf die affektive Zufuhr von seiten der biologischen Mutter oder einer Ersatzperson ankommt. Harlow und seine Mitarbeiter (1966) stellten fest, daß die Zuneigung zwischen einer Rhesus-Affenmutter und ihrem Jungen am stärksten ist, wenn sich beide Gesicht an Gesicht aneinanderklammern, und daß die Zuneigung der Mutter zu ihrem Jungen in dem Maße abnimmt, in dem die körperliche Nähe nachläßt. Auch die Forschungsergebnisse Badinters (1981), Ariès' (1975) und de Mause's (1982), die vordergründig über die aus heutiger Sicht unglaubliche Grausamkeit der Mütter in früheren Zeiten Aufschluß zu geben scheinen, werden vor diesem Hintergrund verständlicher: sie beweisen nämlich indirekt, daß das Interesse der Mütter an ihren Kindern bis zu völliger Gleichgültigkeit abnehmen kann, wenn die Mütter ihre Kinder unmittelbar nach der Geburt Ammen, entfernt lebenden Verwandten oder sonstigen Pflegepersonen überlassen.

Betrachtet man unter dem Aspekt der Relevanz sinnlicher Stimulation des Neugeborenen die Geburts- und Sozialisationspraktiken der gegenwärtigen westlichen Kultur, so wird das „Zu Wenig“ verständlicher: die schwangere Frau wird in unserer Gesellschaft nicht zum Mittelpunkt, der die körperliche Aufmerksamkeit ihrer Mitmenschen herausfordert. Noch bis vor kurzem wurde ihr „Zustand“ mehr verdeckt und versteckt, die Schwangere verbarg eher schamhaft ihren Körper, als ihn für (bewundernde) Augen- und Körperberührungen zugänglich zu machen. Es gab und gibt noch immer viele Männer, die ihre Frau im schwangeren Zustand ablehnen, die sich mit ihrer schwangeren Frau nicht auf der Straße zeigen wollen. Und es gibt noch viele Frauen, die sich im schwangeren Zustand selbst ablehnen. Von dem westlich-weiblichen Schönheitsideal ist die Schwangere so weit entfernt, daß ihre Abweichung von der (fast anorektischen) Schönheitsnorm häufig Mitleid und Bedauern, bestenfalls Rücksichtnahme und Höflichkeit herausfordert. Dementsprechend sind schwangere Frauen oft gehemmt, klagen über ihr „Dickerwerden“, essen zu wenig und nehmen so zuweilen sogar Fehlentwicklungen des Fötus in Kauf. Das mangelnde Verhältnis zum eigenen schwangeren Leib bestimmt aber auch indirekt das Verhältnis zum Ungeborenen.

Die Geburt fand in unseren Breiten bis vor kurzem ausschließlich, bis heute noch meist unter der „Leitung“ eines Arztes statt; die Schwangere wird wie eine Kranke untersucht, Einläufe sind üblich, Wehenschreiber machen die Rückenlage und die Unbeweglichkeit notwendig. Die Gebärende ist nicht „Herrin im eigenen Leib“, sie darf sich nicht bewegen, wie sie möchte, sondern ist umgeben von Apparaten, die ihr Körpergefühl, ihre sinnlichen Eindrücke von sich selbst und ihrem Kind ersetzen sollen und damit ersticken. Beruhigungsmittel tun ein übriges, um schließlich jeden Ansatz eines authentischen Körpergefühls zu verhindern. Von sehr vielen Frauen wird die letzte Phase der Geburt nicht mehr bewußt erlebt. Erschöpft, manipuliert, eingezwängt in schematische Sicherheitsmaßnahmen, die für höchstens fünf Prozent aller Geburten notwendig wären, verbringen sie die

Zeit des Gebärens als ihrem Körper und damit ihrem tiefsten Selbst entfremdete Wesen – in dem Augenblick, in dem sie einem neuen Menschen das Leben schenken sollen.

Nach der Geburt werden die Kinder sogleich durch die Nabelschnur von der Mutter getrennt, sie werden untersucht, gewaschen, gewogen und auf die „hygienische“ Säuglingsstation gebracht: isoliert von der Mutter, die ebenso einsam zurückbleibt. Daß viele Frauen mit einer sogenannten „Wochenbettdepression“ reagieren, scheint angesichts dieser Praktiken fast selbstverständlich.

Sinnlichkeit im Dienst geschlechtsspezifischer Leistung

Im allgemeinen wird angenommen, in unserer Kultur erhalte – trotz generell geringem Körperkontakt – das Neugeborene im Vergleich zu größeren Kindern immer noch den meisten und den häufigsten Körperkontakt. Dies muß zumindest in Zweifel gezogen werden: eine Studie von V.S. Clay (1966) in den USA hat gezeigt, daß nicht das Neugeborene, sondern das Kleinkind, das soeben laufen lernt bzw. gelernt hat, den häufigsten und den am längsten dauernden Kontakt mit der Mutter erhält. Führt man sich die oben skizzierten Geburtspraktiken und die frühen Sozialisationsmechanismen der westlichen Welt vor Augen, so ist dieses Ergebnis nicht so erstaunlich: diese behindern ja gerade den für das Neugeborene so wichtigen körperlichen *Dauerkontakt*. Statt liebevoller Nähe und selbstverständlicher taktiler Stimulation: Isolierung nach der Geburt und „hygienische“ Säuglingsstation; statt Tragen unmittelbar am Körper: von der Mutter isolierende Kinderwagen, Laufstälchen und Gitterbetten. Sicher ist es kein unwesentliches Ergebnis, daß bei uns das Neugeborene weitgehend allein gelassen wird, das laufende Kind (relativ) viel Kontakt erhält. Noch wissen wir zu wenig über die Folgen dieser Praxis, aber die vorläufige Spekulation ist sicher erlaubt, daß sie etwas mit „Leistung“ bzw. mit „Leistungsverstärkung“ in Richtung Individuation und Selbständigkeit zu tun haben könnte. „Symbiose“ und „Individuation“⁵ sind zwei Prozesse der kindlichen Entwicklung, die einander ergänzen. Es scheint aber, daß bei uns teilweise gegen angeborene Bedürfnisstrukturen sozialisiert wird: den auf Nähe extrem angewiesenen Säugling zuviel allein zu lassen und das sich unabhängiger entwickelnde Kind zu binden. Während allgemein das laufen-lernende Kind in seinen Selbständigkeitsbestrebungen unterstützt zu werden scheint, zeigen neuere Studien, daß sich diese Praxis sehr schnell geschlechtsspezifisch differenziert: der Junge darf den durch das Laufen erworbenen Raum behalten und ausweiten, das Mädchen wird im gleichen Alter enger an das Haus gebunden und entwickelt durchschnittlich die bekannten typisch weiblichen Eigenschaften: weniger „wilde“ Spiele, weniger Aktionsradius, mehr Hilfe im Haushalt, mehr Sorge für kleine Geschwister usw.⁶

Auch Ursula Scheu (1977) referiert Studien, in denen das frühe Alleinsein kleiner Mädchen mit der starken Bindung und „gnadenlosen“ geschlechtsspezifischen Sozialisation späterer Zeit konfrontiert wird. Klinische Erfahrung zeigt, daß es häufig weiblichen Kindern ein Leben lang nicht gelingt, sich so weit von ihren Müttern zu befreien, daß sie ein befriedigendes Leben führen können.

Eine heute 30jährige Tochter erzählt, daß sie den bald wieder anstehenden Besuch ihrer Mutter fürchtet. Die Mutter äußere sicher wieder den Wunsch, bei ihr im selben Bett schlafen zu dürfen. Die (inzwischen) regelmäßige Weigerung der Tochter führt zu ebenso regelmäßigen Vorwürfen der Mutter: „Du bist doch mein Mädchen, eine Tochter darf doch mit ihrer Mutter zusammen schlafen, das kannst du mir doch nicht verweigern“ usw. Die Tochter reagiert mit massiven Schuldgefühlen und der Phantasie, „aus Versehen“ mit der Mutter im Auto in einen Fluß zu fahren, wobei sie sich retten, die Mutter aber ertrinken werde.⁴

Solche und ähnliche Schilderungen von unter ihren Müttern leidenden Töchtern könnten fast beliebig fortgeführt werden. Eines haben die Biographien, die hinter solchen Skizzen aufscheinen, gemeinsam: als es darauf ankam, das hilflose, auf die Mutter existentiell angewiesene kleine Mädchen zu hegen, zu pflegen und zu nähren, waren die Mütter dazu – aus verschiedenen Gründen – nicht, jedenfalls nicht ausreichend, in der Lage. Die erwachsenen Töchter jedoch werden mit einer Nähe und Erwartung belastet, die sie nicht ertragen, die sie mit Schuldgefühlen erfüllen, zum Therapeuten treiben und ihr Leben (das aus naheliegenden Gründen ohnedies mit Partnerkonflikten belastet ist) erschweren. Anders ausgedrückt: die „natürliche“ Symbiose blieb unerfüllt, die spätere Beziehung bleibt symbiotisch.

Dennoch wäre es unrichtig, die Mütter für das Leiden ihrer Töchter verantwortlich zu machen. Es führt kaum weiter, die Gefühle, Verhaltensweisen und Sozialisationspraktiken der Mütter (die, obwohl sie nicht instinktgebunden sind,⁷ dennoch weitgehend unbeußt, d.h. hier auch „selbstverständlich“ ausgeübt werden) aus dem Gesamtzusammenhang einer bestimmten Kultur zu reißen bzw. diesen erst gar nicht in den Blick zu nehmen.

Sexistische Sinnlichkeit

„In jedem Zeitalter und in jedem Land wurden – in welch subtiler Form auch immer – Jungen stets den Mädchen vorgezogen. . . . in Deutschland (des 19. Jahrhunderts, S.T.) verlangte der Dorfpfarrer vier Kreuzer für einen Danksagungsgottesdienst; der Vater bezahlte aber bereitwillig zehn, wenn es für einen Jungen war, während er das Kleingeld aus seinen Taschen zusammenkratzte, wenn es um ein Mädchen ging.“⁸

In Indien wird derzeit die verhältnismäßig junge Methode der Amnioszentese von Müttern dazu mißbraucht, Mädchen abzutreiben.⁹ Türkinnen sollen, auch wenn bereits mehrere Jahre in der BRD ansässig, nach der Geburt eines Mädchens noch immer voller Abscheu ihr Gesicht gegen die Wand wenden und in Klagelieder ausbrechen. In einigen islamischen Ländern des vorderen Orients und Afrikas werden gegenwärtig Mädchen und Frauen ermordet, wenn sie angeblich oder wirklich sexuellen Kontakt vor oder außerhalb der Ehe hatten. Auch Opfer von Vergewaltigungen bilden keine Ausnahme.¹⁰ In Indien werden derzeit besonders häufig Frauen ermordet, weil ihre Mitgift zu gering ist, weil eine tote Frau einer neuen Frau den Platz räumt und damit eine neue Mitgift zu erwarten ist.¹¹ Die Klitorisbeschneidung wird noch heute an 30 Millionen Frauen in etwa 29 Staaten der Erde durchgeführt, wird aber auch nach Europa importiert.¹² An den Klitorisbeschneidungen sind die Mütter der Mädchen in der Regel beteiligt. Die Abtreibungen werden von Müttern gewünscht. An den Morden in Indien sind häufig die Schwiegermütter beteiligt. Ist das Patriarchat auch und vor allem von Frauen so internalisiert, daß sie den Widerwillen gegen kleine Mädchen offen ausdrücken, die Selbstverachtung an ihre Töchter ungebrochen weitergeben?

Ob wirklich in „jedem Zeitalter und in jedem Land“ Mädchen benachteiligt wurden, ist sehr die Frage.¹³ Zutreffend ist diese Feststellung vielleicht für die letzten 2500 Jahre unseres Kulturkreises. Jüngere Studien zur Sozialisation scheinen die Geschlechtsspezifität sinnlicher Stimulation zuungunsten der Mädchen im westlichen Kulturkreis zu belegen.

H.A. Moss (1973) berichtet in einer Untersuchung, daß neugeborene Jungen durchschnittlich 27 Minuten länger aus dem Bett genommen werden als Mädchen; diese 27 Minuten sind auf einen Zeitraum von 8 Stunden bezogen. Wenige Monate später verringert sich die geschlechtsspezifische Differenz, beträgt aber im Alter von drei Monaten immer noch 14 Minuten. Ob diese dreieinhalb Minuten pro Stunde allerdings entscheidende Unterschiede im Sozialcharakter von Knaben und Mädchen bewirken können, ist fraglich; noch weniger wahrscheinlich ist dies für einen Unterschied von weniger als zwei Minuten pro Stunde. Gravierender sind dagegen die Ergebnisse von Eckhoff und Gauslaa (1960), die berichten, Jungen seien (in einer Auswahlgruppe von 18 Familien) im Durchschnitt sechs Monate, Mädchen drei Monate gestillt worden. Auch die Untersuchung von Brunet und Lézine (1971) scheint eine frühe sinnliche Benachteiligung des Mädchens zu belegen: Mädchen werden weniger, seltener,

kürzer gestillt. Ihnen werden weniger Pausen gegönnt, sie werden früher entwöhnt, nicht nur von der Brust, sondern auch von der Flasche; sie essen früher selbständig, sind früher „sauber“ und stellen dementsprechend eine geringere Arbeitsbelastung als kleine Jungen dar.

Inwieweit diese Ergebnisse verallgemeinerbar sind, vor allem welche Schlußfolgerungen hieraus zu ziehen sind, ist noch nicht ganz abzusehen. Bisher liegt noch wenig wirklich gesichertes wissenschaftliches Wissen über die Unterschiedlichkeit der sinnlichen (taktilen, oralen, kinästhetischen) Erfahrungen von Jungen und Mädchen vor. Ältere Studien scheinen das Gegenteil der oben zitierten Arbeiten zu belegen.

So hat M. Mead (1958) mehr als einmal betont, daß in den USA die Mütter nicht ihren Söhnen, sondern ihren Töchtern näher stünden. Erikson spricht von einer sexuellen und emotionalen „Unterstimulierung“ kleiner Jungen und zwar, wie er sich ausdrückt, aus einem gegebenen „Mangel an Mütterlichkeit“. ¹⁴ In demselben Buch weist er in seinem Kapitel über die amerikanische „Mom“ auf einen generellen Mangel an taktiler und sexueller Stimulation hin, nämlich auf Verbote jeder frühkindlichen sinnlichen und sexuellen Äußerung. ¹⁵ Auch Sears, Maccoby und Levin (1957) kommen in ihrer zusammenfassenden Studie über die Kindererziehung in den Vereinigten Staaten zu dem Ergebnis, daß kleine Mädchen zärtlicher als kleine Jungen erzogen würden, daß Mütter lieber Mädchen zur Welt zu bringen schienen als Jungen. ¹⁶ Fischer und Fischer (1963) zeigen in ihrer Studie über New England Town, daß kleine Mädchen länger gestillt werden als kleine Jungen.

Es ist also ganz falsch, zu früh Verallgemeinerungen auszusprechen. Die lokalen, regionalen und nationalen Unterschiede dürften sehr groß sein. Die klassen- und schichtspezifischen Unterschiede bedürfen ebenfalls einer noch viel genaueren Berücksichtigung, als dies bisher schon geschieht. Sicher ist, daß die Schlußfolgerungen U. Scheus (1977) verfrüht, einseitig und übertrieben sind. Hier ist nicht der Ort, sich genauer mit ihrer Art des einseitigen Zitierens und vor allem Interpretierens der bisher vorliegenden Studien auseinanderzusetzen; aber bereits eine grobe Sprachanalyse dürfte sehr schnell ihren „Bias“ zuungunsten der Mädchenerziehung aufdecken.

Dabei ist die Tatsache sexistischer Sinnlichkeit als solche sicher nicht abzustreiten. Es sollte aber nicht vergessen werden, daß jede Gesellschaft den weiblichen und männlichen Sozialcharakter qua Sozialisation herstellt, den sie braucht. Nur ist die Frage, und bedarf der sehr sorgfältigen empirischen Analyse, wie sich die typischen gesellschaftlich geforderten Sozialcharaktere von Frauen und Männern z.B. im Verlauf gesellschaftlicher Wandlungsprozesse auswirken, Wandlungsprozesse, wie wir sie gegenwärtig in unserer Kultur, wenn auch erst in schüchternem Ansatz, aber doch deutlich sichtbar, beobachten können. Ich denke z.B. hier an die inzwischen offenkundige „Dysfunktionalität“ aggressiver Persönlichkeiten, die, statt wie im Mittelalter auf einem Pferd mit Ritterrüstung zu sitzen, von welchem aus sie bei höchstem Einsatz individueller Aggression allenfalls zu einem gegebenen Zeitpunkt einen einzigen Menschen töten konnten, heute – bei mangelnder Kontrolle – zu einem gegebenen Zeitpunkt per Knopfdruck Millionen Menschen gleichzeitig zu töten in der Lage wären. Aggressivität, die in unserer Kultur nachweislich bei Männern stärker als bei Frauen ausgeprägt ist, ¹⁷ ist heute für den Fortbestand der Menschheit insgesamt unbrauchbar geworden. Dementsprechend wirken sich die traditionell (und vielleicht biologisch begünstigten) ¹⁸ weiblichen Eigenschaften tendenziell positiv auf die Probleme der Jetztzeit aus.

Geschlechtsspezifische Sinnlichkeit zieht sich zwar durch die ersten Jahre mit ziemlicher Konsequenz hindurch. Aber heißt das eigentlich, daß das Mädchen immer benachteiligt, der Junge immer bevorzugt wird?

„Ich finde“, sagte ein bekannter Intellektueller, „daß Männer langweilige, traurige, trübe Tassen sind. Entweder sie sind karrieresüchtig oder sie lamentieren, daß sie keine Karriere gemacht haben. Ansonsten bieten sie eigentlich nicht sehr viel.“

Eine kritische Selbsteinschätzung – für viele (identitätssuchende) Männer derzeit typisch? Jedenfalls relativieren nicht nur die zitierten Studien und die erwähnten Alltags-

szenen die Behauptungen Scheus (1977), Mädchen würden nur benachteiligt. Der Sexismus in der Kindererziehung ist nicht abzustreiten, aber es ist die Frage, ob die geschlechtsspezifischen Eigenschaften der Sanftheit, der Zärtlichkeit, des Näheherstellens etc., von Marcuse (1974) hervorgehoben,¹⁹ nicht doch objektive Qualitäten darstellen, die sinnvolle Zukunftsarbeit (soweit überhaupt noch möglich) erst erlauben.

Die neuen Töchter

Kurz vor der Geburt von Mimi hatte ich einen Traum:

Ich wurde in eine Frauenkommune aufgenommen; als ich (hochschwanger) dort ankam, wurde ich liebevoll empfangen. Keine der dort lebenden Frauen hatte ein Kind, aber alle waren bereit, meine beiden zu akzeptieren.²⁰ Ich sagte, daß dies vielleicht nicht so einfach sei, wie sie meinten, aber sie waren dennoch bereit. Das Haus der Frauenkommune war groß und offen. Herbstblätter lagen auf den Außenbalkonen, die, von breiten Säulen abgestützt, das gesamte Haus umgaben. Alles war samtig-braun: die Kleider der Frauen und meine eigenen, die Blätter, die Bäume, die Erde. – Ich wachte sehr vergnügt auf.

Zu diesem Traum ließe sich sicher vieles sagen; auffallend scheint mir aber immer noch die fast als rituell zu bezeichnende Aufnahme in die „Gesellschaft der Frauen“ durch eine Geburt, auch und obwohl die dort lebenden Frauen keine Kinder hatten. Dies verstand ich als Hinweis auf die Mehrheit meiner Freundinnen, die keine Kinder hat, als Symbolisierung meines eigenen Lebens, das zuvor ohne Kinder und primär berufsbezogen gewesen war, und auf meine Bereitschaft, den veränderten Zustand anzunehmen. Das (subjektiv) Schönste an diesem Traum aber war die atmosphärische Wärme, die sich in den samtbraunen Farben der Umgebung und der Personen (was symbiotisch „Eins“ war) ausbreitete.

Zehn Tage später wurde Mimi auf „natürliche“ Weise geboren. Abgesehen von der reichlich rabiaten Art, mit der ich sie mit einem ungeheuren energetischen Schub ans Licht der Welt beförderte, die Geburt also einen sehr plötzlichen Übergang von der geschützten Welt des nährenden und wärmenden Uterus in die kühle, helle, nicht mehr selbstverständlich nährnde Außenwelt darstellte, glaube ich, daß sie es ganz gut gehabt hat. Die erste Nacht verbrachte sie auf meinem Bauch; Bauch an Bauch freudenten wir uns auch von außen an. Sinnlichkeit? diese Art der Sinnlichkeit schien und scheint mir noch immer so selbstverständlich zu sein, daß ich nicht weiß, ob ich darüber einen Satz schreiben kann. Ich liebte sie körperlich bereits in den ersten Minuten ihres Außenwelt-Daseins – viel mehr als „von innen“, weil ich sie innen optisch noch nicht wahrnehmen konnte.

In der auf die Geburt folgenden Nacht schlief ich nicht – vor Energie, Glück, Stolz.

Übrigens war dies nur möglich, weil niemand in den Ablauf der Geburt eingegriffen hat, weil Mimi auf natürliche, nicht auf technische Weise zur Welt kam. Die ersten, noch ganz schwachen Wehen hatten um fünf Uhr morgens angefangen. Gegen 18 Uhr fuhren wir zur Geburtsklinik; zwischen 18 und 20 Uhr schwamm ich in einer geräumigen, heißen Badewanne. Gegen 20 Uhr hatte ich plötzlich das Gefühl, aus dem Wasser zu müssen. Ich hätte dafür keine Begründung geben können. Erst später begriff ich, daß sich da eine „Umstimmung“ angedeutet haben muß – mein Verstand jedenfalls war nur soweit beteiligt, als er sich nicht bremsend dem Impuls entgegenstellte. Ich stieg aus dem Wasser und setzte mich auf einen Stuhl; mein Mann und die Hebamme zogen mir einen weißen Bademantel über den angenehm warm durchbluteten Körper. In einem Augenblick der Schwäche, Sprachlosigkeit, Gedankenlosigkeit ließ ich den Kopf sinken. Ich war hingeeben, körperlich ganz schlaff, hatte keine Schmerzen. Bis kurz vor diesem Moment waren die Wehen sehr stark, aber auszuhalten gewesen; die Fruchtblase war noch geschlossen, der Muttermund, so sagte die Hebamme, nun 10cm weit

offen. Ich ließ mich in das Geburtszimmer, einen warm beleuchteten Raum mit breitem Bett und vielen Kissen, führen. Ich lag nur einen Moment, den ich wie eine Sekunde erlebte, auf dem Bett, als ein wahrhaft fürchterlicher Druck auf meinen Anus begann, ich mich rufen hörte, „Was ist denn das?“ und mich dann mit einer mir völlig unbekanntem Stimme und voller Wut außergewöhnlich kraftvoll, unartikuliert, schreien hörte und mit einem riesigen Energieschub (zu dem „Ich“ nichts beitrug!) Mimi mit drei oder vier Preßwehen laut schreiend ans Licht der Welt befördern fühlte. Sie kam mit einer „Glückshaube“ auf die Welt. Ihren ersten Anblick werde ich nicht vergessen. Sie wurde mir nicht genommen, ich durfte sie, glitschig und blutig, wie wir beide waren, in meinen Armen halten, sie an meinem Bauch wärmen und ihr etwas sagen.

In den darauffolgenden Tagen versuchte ich Mimi all das zu geben, wovon ich annahm, daß es ihr gefallen würde: Körperwärme, Nahrung, Liebe, Verständnis und „Unterhaltung“. Die berühmte Wochenbettdepression, Gespenst in gynäkologischen Fachbüchern, verdankt ihre Existenz wohl der Tatsache, daß die Mutter und das Kind körperlich auseinandergerissen werden (oder wurden), während die seelisch-körperliche Aufeinanderbezogenheit in den ersten Stunden, Tagen und Wochen, eben die Symbiose zwischen Mutter und Kind, nicht nur für das Kind lebensnotwendig ist, sondern auch für das psychische Gleichgewicht der Mutter. Meine Brust fühlte sich wohl, wenn ich Mimi stillte; und obwohl mein Intellekt meinem Busen vorführte, daß dieser ebenso wie das Euter der Kuh funktioniere, und obwohl eine gewisse Distanz in dieser Vorstellung lag, ein gewisses Amusement sogar, zog mein Gefühl es offenbar vor, zwar eine Kuh, aber eine glückliche Kuh zu sein. Die Reflexion konnte nicht das geringste an der emotionalen Zuständigkeit ändern. Ich vergaß vieles, aber nicht meine kleine Tochter; mein Gehör wurde empfindlich, es selektierte aus der Vielzahl der vorhandenen Geräusche mit Sicherheit Mimis Laute heraus; und ich glaubte zu wissen, was sie fühlte, brauchte, was sie schmerzte, wann sie Hunger und wann sie Durst hatte, wann ihr Bauch weh tat und wann sie falsch (zu hoch oder zu tief, zu warm oder zu kalt) lag.

Kurz, ich entsprach den Scheu'schen Ausführungen nicht: Mimi war auch in der folgenden Zeit auf meinem Bauch, sie schlief in den folgenden Wochen in meinem Bett. Sie brauchte sich nicht zu trennen, ich stillte sie länger als meinen Sohn – nicht weil darin eine umgekehrte geschlechtsspezifische Bevorzugung gelegen hätte oder aus einer aufgrund der Kenntnis der Scheu'schen Referate geübten Protesthaltung, sondern ganz einfach, weil ich zum zweiten Mal selbstverständlich stillen konnte, schon „Erfahrung“ hatte, deshalb nicht mehr abhängig war von Klinikschwestern, die ihrerseits, ebensowenig wie ich, eine gesellschaftlich-selbstverständliche Stillerrfahrung aufweisen konnten und dementsprechend falsche oder einfach ungeschickte Anleitungen oder gar (direkte oder indirekte) Verbote gegeben hatten.

Häufig „unterhielt“ ich mich mit Mimi; es waren kleine „Affenlaute“, die wir austauschten und die tatsächlich wechselseitig waren, das heißt, sie antwortete mir. Abgesehen von dem Schlafentzug und einer sich noch ständig steigenden Übersensibilität gegenüber Geräuschen und Gerüchen fiel es mir ganz leicht, ihr alle meine Liebe zu geben: sie gefiel mir einfach. Eine Papua-Frau hätte vielleicht gesagt: „Ich habe sie angenommen“.

Im nachhinein kann ich nur sagen, daß ich selber ebenso symbiotisch war (bei beiden Kindern) wie die Kinder; ich hatte tatsächlich meinen „Erwachsenenverstand“ verloren. So lange ich nichts anderes zu tun hatte als herumzuliegen, zu stillen, zu wickeln und zu spielen, ging das auch sehr gut so. Aber bereits einige Tage nach der Geburt – ich hatte Mimi gerade gestillt – wurde ich aus meiner symbiotischen Einheit mit ihr herausgerissen.

Mein Mann kam ins „Kranken“zimmer – wie mir schien – hineingestürzt und erzählte von einem Vortrag, den er am Vormittag gehalten hatte: er warf mit Zahlen und Fakten um sich; ich starrte ihn fassungslos an; dann weinte ich, weil ich ihn erstens nicht verstand, ich verstand überhaupt nicht den Inhalt dessen, was er sagte, und zweitens fand ich Mimi weitaus wichtiger als alle Vorträge dieser Welt.

Später bemühte ich mich um „Gerechtigkeit“: die Situation meines Mannes war nicht die meine, konnte es nicht sein. Wenn ich nicht gerade geboren habe, unterhalte, streite, diskutiere ich sehr gerne mit ihm. Aber jetzt ging das alles nicht: es gab nichts außer Mimi.

Ich stellte (reichlich mühsam) Reflexionen über die Tatsache an, daß Männer überhaupt zur Geburt zugelassen sind, fand es überflüssig, nebensächlich, übertrieben. Ich fand, sie hätten dort nichts zu suchen. Erlebnis (für den Mann) hin oder her, Geburten sind Frauensache, fand ich. Ich bezweifelte, daß Männer Regressionen dieser Art überhaupt begreifen können. Der einzige Grund, der ihre Anwesenheit rechtfertigt, ist die Tatsache, daß sie (in unserer gesellschaftlichen Ordnung) die nächste Bezugsperson für die Mutter (innerhalb der Kleinfamilie) darstellen. Nicht zum ersten Mal fand ich diese Kleinfamilien-situation absurd. Eine Mutter hätte ich mir gewünscht, sie hätte bei der Geburt dabei sein sollen.

Jedenfalls war ich aus dem symbiotischen Himmel auf die Erde gefallen, sah, daß ich noch einen Mann hatte, der Forderungen an mich stellte und vor allem auch noch einen einjährigen Sohn, dessen Eifersucht und Kränkung nur durch vermehrte Zuwendung, Aufmerksamkeit und Liebe zu bewältigen war.

Natürlich war ich auch berufstätig. All dies zusammen drohte mich in der Folge oft so zu überfordern, daß ich Mimis Ansprüche auf dauernden Körperkontakt nach einigen Wochen zuweilen auch als Belastung empfand; so erst wurden mir die Worte verständlich:

„Meine Kinder bereiten mir den heftigsten Schmerz, den ich je erfahren habe. Es ist der Schmerz der Widersprüchlichkeit: der mörderische Wechsel zwischen bitterem Unmut und aufgeriebenen Nerven und seliger Befriedigung und Zärtlichkeit. . . ihre Stimmen verschleißten meine Nerven, ihre ständigen Bedürfnisse . . . erfüllen mich mit Verzweiflung über mein eigenes Versagen . . . zu anderen Zeiten zerfließe ich wieder in dem Gefühl für ihre hilflose, anziehende und ganz unwiderstehliche Schönheit – für ihre Fähigkeit, weiter zu lieben und zu vertrauen – für ihre Unerschütterlichkeit, Anständigkeit und Unbefangtheit.“²¹

Vielleicht war das nervenaufreibendste für mich meine schwindende Autonomie: ich tat, was sie wollten: ich nährte sie, ich wickelte sie, ich fuhr mit ihnen an die frische Luft, ich verschaffte ihnen Abwechslung, indem ich andere Mütter und Kinder einlud oder besuchte, ich kleidete sie bequem und begann diesen Kreislauf wieder von vorne. Rein physisch (weil es zwei Kinder waren, die beide *gleichzeitig* getragen, genährt, gekleidet, geschaukelt, besungen, gewiegt, gestreichelt, gesäubert und ausgefahren werden wollten) war ich oft dem sogenannten „Ende“ nahe. Ich konnte mir manchmal nicht vorstellen, wie andere Frauen dies bewältigten, denn ich hatte wenigstens vormittags eine Kinderfrau, die mir auch die größten Hausarbeiten abnahm. Zu dieser Zeit begann ich, meine eigene Mutter besser zu begreifen: fünf Kinder, immer im „Dienst der Liebe“, immer zu Hause, oft ungeduldig und gereizt, aber meistens dennoch heiter und temperamentvoll, „Schuhsohlen“ backend, Nasen abwischend, und, natürlich, meist überfordert von unseren (auch meinen) ständigen „Noch-mehr-Liebe“-Ansprüchen. Ihre Überforderung, die sich so zeigte, daß sie sagte, wir seien ihr lästig oder wir raubten ihr den letzten Nerv oder ähnliches. Ich verstand, warum ich mich noch heute trotzdem genau an ihr Mamma-Gesicht erinnere, an ihre Stimme, ihren Gesang, ihre Hände, an ihren (Pfirsi)geruch: kurz, ich muß es fertiggebracht haben (sie muß es fertiggebracht haben), daß ich ihr dennoch häufig sehr nahe sein durfte. –

Langsam gewöhnte ich mich an die Ansprüche meiner Kinder, ich verwandelte mich, stellte mich um. Ich sah, wie unsere Tochter „gedieh“; ich erlebte, daß unsere Mühe Früchte trug, so wie ich an den Kindern anderer Eltern sah, daß deren Mühe Früchte trug. Ich hoffte, daß die veränderte Einstellung zu den Töchtern diesen „neuen Töchtern“ ein neues Selbstbewußtsein geben würde und glaube dies immer noch.

Die Geschichte von Mimis Geburt habe ich nicht erzählt, weil ich sie für einzigartig halte, sondern weil ich glaube, daß viele Frauen derzeit auf der oben erwähnten „Wandlung“ sind, weil die „natürliche“ Geburt eine typisch sinnliche Erfahrung darstellt, die in

letzter Zeit immer mehr Frauen (wenn vielleicht auch vorerst nur die bürgerlich-privilegierten) bewußt auf sich nehmen. So hat mich z.B. Marina Moeller-Gambaroffs (1980) Schilderung ihres nachgeburtlichen Erlebnisses außerordentlich fasziniert; ich teile völlig ihre Auffassung, daß die Struktur unserer Gesundheitsinstitutionen regressive Erlebnisse eher verhindert und damit deren positive Aspekte nicht gelebt und progressiv genutzt werden können. Weniger einverstanden bin ich allerdings mit ihrer großzügigen Subsumierung sehr heterogener psychischer *und* gesellschaftlicher Zuständlichkeiten unter den Regressionsbegriff sowie den aus dieser Begrifflichkeit sich ergebenden gesellschaftspolitischen Analysen und Schlußfolgerungen. Im vorliegenden Rahmen muß allerdings eine intensivere theoretische Auseinandersetzung mit diesen Fragen unterbleiben. Die hier gemeinte Sinnlichkeit ist die bewußte Annahme von Prozessen, die zwar in unserer „Natur“ liegen, die wir aber in unserer westlichen Kultur bisher weitgehend verachtet, verleugnet, diskriminiert und weggehempft haben. Zu dieser Sinnlichkeit gehört das Geburtsgeschehen ebenso wie die bewußte Annahme des frühen Mutter-Kind-Kontaktes als ein für den Lebensweg des Kindes zentral bestimmender Vorgang. Zu dieser Sinnlichkeit gehören nicht nur Freude, Wohlbehagen, angenehme Gefühle, sondern auch die Geburtsschmerzen und damit eine etwas bescheidenere Auffassung von unserer Natur. Vielleicht werden wir dann irgendwann einmal begreifen, was es heißt, wenn eine andere Kultur als die unsere, wie die der (noch frei lebenden) Indianer, die „Pflanzen, die sie abschneiden, und Tiere, die sie töten, in einem Ritual um Vergebung für das Unrecht (bitten), das sie ihnen antun. Sie achten darauf, daß die Natur da, wo sie von ihnen zerstört wird, Zeit hat, sich zu regenerieren.“²²

Der hierzulande noch übliche verkürzte Begriff von Sinnlichkeit, der häufig tatsächlich nur noch „genitale Heterosexualität“ meint, geht auf jahrtausendealte Tabus zurück und ist Resultat patriarchaler Herrschaft. Die Ausweitung der Sinnlichkeit (des Bereiches und damit auch des Begriffes) auf alles Lebendige, die Enttabuisierung bisher ausgegrenzter Bereiche ist der patriarchalen Herrschaft gegenüber auch ein Stück Emanzipation. Der Trend zur „natürlichen“ Geburt ist auch der Versuch, den eigenen Körper der entfremdeten und übertechnisierten patriarchalen Verwaltung zu verweigern, ist ein Versuch, den weiblichen Körper als einen lange Zeit fremd gewesenen Kontinent zurückzugewinnen bzw. ihn der patriarchalen Dominanz und Definition zu entziehen.

Damit in Zusammenhang wird auch der sinnliche Kontakt zum weiblichen Säugling und Kleinkind als etwas Neues erlebt, das positiv für die Frau und für ihre weibliche Macht gewertet und empfunden wird – ganz im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, in denen die Mutter zwar auch schon gepriesen wurde, aber oft ausschließlich als Mutter des Mannes, gar als Mutter der Armee, also gesellschaftlich aufs äußerste von ihren Funktionen für das Lebendige entfremdet.

Die Fülle an schöner Literatur, an Gedichten, Liedern, an wissenschaftlichen Arbeiten von Frauen in den westlichen Ländern sind sowohl ein deutliches Zeichen einer bereits veränderten gesellschaftlichen Realität wie auch Avantgarde und Motor dieser Veränderung. Nicht mehr lange wird sich die Behauptung von der „mangelnden Intelligenz“ der Frauen, ihrer „Minderbegabung“, ihrer kreativen „Unbedarftheit“, ihrer „mangelnden Logik“ usw. aufrechterhalten lassen: dies zumindest hat die neuere Entwicklung schon gezeigt.

Die Umwertung traditioneller Werte (wobei im Verlauf dieses Prozesses der Aufarbeitung deutlich wird, daß als „Krypto“geschichte matriachale Elemente niemals gänzlich untergegangen sind, vgl. z.B. Göttner-Abendroth 1980) ist ihrerseits, wie Überbauphänomene allemal, Reflex auf das schon veränderte soziostrukturelle Verhältnis von Männern und Frauen. Im Zusammenhang mit der Rezeption dieser Ergebnisse hat sich bereits das

Bild der Frau von sich selbst geändert, und es ändert sich laufend weiter. Das veränderte Bild der Frau wird an die Töchter weitergegeben; in der sich in ihrer Tochter selbst akzeptierenden Mutter wird die Veränderung vielleicht (weil nicht nur bewußt steuerbar) am deutlichsten, gewinnt die Frau, über den Umweg mühsamer Reflexion, ihre ursprüngliche Grazie zurück.

Anmerkungen

- 1 Adrienne Rich (1979), S. 11.
- 2 Auch zwischen Müttern und Söhnen, aber dies ist hier nicht mein Thema.
- 3 Heinrich von Kleist, *Werke in einem Band.*, München 1966, S. 807.
- 4 Diese Zitate sind Auszüge aus Gedächtnisprotokollen psychotherapeutischer Gespräche.
- 5 Vgl. zu diesen Begriffen und dem dazugehörigen entwicklungspsychologischen Konzept Mahler (1979).
- 6 Herrad Schenk (1979).
- 7 Vgl. dazu z.B. Schmidbauer (1973), S. 96.
- 8 Theodor v. Hippel: *Über die Ehe*, zit. nach Priscilla Robertson (1982).
- 9 Der Spiegel 32/1982, Emma 1/1983.
- 10 Emma 10/1982.
- 11 Der Spiegel 28/1980, Emma 1/1983.
- 12 Emma 10/1982.
- 13 Vgl. z.B. Ranke-Graves (1981), Göttner-Abendroth (1980), Rentmeister (1980).
- 14 Erikson (1982), S. 303.
- 15 a.a.O., S. 285.
- 16 Sears, R.R., E.E. Maccoby und H. Levin (1957), S. 56f., S. 402.
- 17 Herrad Schenk (1979), S. 15–28.
- 18 ebenda, S. 22ff.
- 19 Und von mir damals polemisch kritisiert (Tömmel 1975); heute würde ich zwar nicht meine gesamte Kritik zurücknehmen, aber doch meinen, daß Marcuse weitblickender war, als ich damals eingestehen wollte.
- 20 Zu dieser Zeit hatte ich bereits einen Sohn.
- 21 Adrienne Rich (1979), S. 14.
- 22 Katharina Zimmer: *Die reichen Kinder der Ärmsten*. Zeit-Magazin 10, 1. Oktober 1982, S. 28.

Literatur

- Anès, P., *Geschichte der Kindheit* (München, Wien 1975).
- Badinter, E., *Die Mutterliebe*, Geschichte eines Gefühls vom 17. Jhd. bis heute (München, Zürich 1981).
- Brunet, O., Lézine, I., *Le développement psychologique de la première enfance* (Paris 1971).
- Clay, V.S., *The Effect of Culture on Mother-Child Tactile Communication*, Ph.D.-Dissertation (New York 1966).
- De Mause, L. (ed.), *Hört ihr die Kinder weinen*. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit (Frankfurt 1982²).
- Erikson, E.H., *Kindheit und Gesellschaft* (Stuttgart 1982⁸).
- Fischer, J.L. und Fischer, A., *The New Englanders of Orchard Town, U.S.A.* In: B.B. Whiting (ed.), *Six Cultures* (New York 1963).
- Göttner-Abendroth, H., *Die Göttin und ihr Heros* (München 1980).
- Harlow, H.F., and Harlow, C., *Affection in Primates*, In: *Discovery* (Jan. 1966).
- Mead, M., *Mann und Weib* (Reinbek 1958).
- Mahler, M., *Symbiose und Individuation* (Stuttgart 1979).
- Marcuse, H., *Marxismus und Feminismus*, In: W. Dreben (ed.) *Jahrbuch Politik* (Berlin 1974).
- Moeller-Gambaroff, M., *Im Strudel der Regression*, In: *Kursbuch* 61/1980, S. 83–92.
- Montagu, A., *Körperkontakt: die Bedeutung der Haut für die Entwicklung des Menschen* (Stuttgart 1980).
- Moss, H.A., *Sex, age, and state as determination of mother-infant interaction*, in: Danziger, K. (ed.), *Readings in child socialization* (New York 1973), S. 285–307.
- Ranke-Graves, R.v., *Die weiße Göttin* (Berlin 1981²).
- Rentmeister, C., *Das Rätsel der Sphinx. Matriarchatthesen und die Archäologie des nicht-ödpipalen Dreiecks*, In: B. Wartmann (Hrsg.), *weiblich-männlich* (Berlin 1980).
- Rich, A., *Von Frauen geboren*. Mutterschaft als Erfahrung und Institution (München 1979).
- Robertson, P., *Das Heim als Nest – Mittelschichten-Kindheit in Europa im neunzehn-*

- ten Jahrhundert.* In: De Mause (ed.) *Hört ihr die Kinder weinen, Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit* (Frankfurt 1982²), S. 565–600.
- Schenk, H., *Geschlechtsrollenwandel und Sexismus*, Zur Sozialpsychologie geschlechtsspezifischen Verhaltens (Weinheim und Basel 1979).
- Scheu, U., *Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht.* Zur frühkindlichen Entwicklung in unserer Gesellschaft (Frankfurt 1977).
- Schmidbauer, W., *Verwundbare Kindheit* (München 1973).
- Sears, R.R., E.E. Maccoby, H. Levin, *Patterns of Child Rearing* (New York 1957).
- Spitz, R., *Vom Säugling zum Kleinkind*, Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr (Stuttgart 1980⁶).
- Tömmel, S.E., „Männlicher“ Kapitalismus und „weiblicher“ Sozialismus, zur Kritik an Herbert Marcuses Aufsatz „Marxismus und Feminismus“. In: *Das Argument*, 93, 9/10 (Berlin 1975), S. 835–846.
- Zimmer, K., *Die reichen Kinder der Ärmsten.* In: *Zeit-Magazin*, 10 (1982).